

Eberhardt Klemm

Gedenkblatt für Manfred Reinelt

Ein vergessener Pianist der Avantgarde

Als vor einigen Jahren eine Schallplatte mit dem Pianisten Manfred Reinelt (der da die Sonate von Alban Berg und Stücke von Luigi Dallapiccola, Erik Satie, François Poulenc, Jean Françaix und Olivier Messiaen spielt) bei VEB Deutsche Schallplatten erschien und erst vor etwa zwei Jahren eine weitere, auf der er die Zweite Klaviersonate von Charles Ives – selbstverständlich mustergültig – interpretiert, wurde die Aufmerksamkeit auf diesen schmählich vergessenen großen Künstler endlich wieder gelenkt.

Wer war dieser Mann, den übrigens schon früh einige Kritiker mit dem jungen Walter Gieseking verglichen?

Manfred Reinelt, Sohn eines musikausübenden Kaufmannes, wurde am 5. Februar 1932 in Leipzig geboren. Er kam als Zehnjähriger an das Musische Gymnasium in Leipzig und wurde dort Klavierschüler von Hugo Steurer. Ein Jahr nach Kriegsende begann er sein Studium an der Staatlichen Hochschule für Musik Leipzig, und zwar in den Fächern Klavier (weiter bei Hugo Steurer) und Tonsatz (bei Paul Schenk und Wilhelm Weismann). 1950 legte er die Reifeprüfung im Fach Klavier und ein Jahr später in Theorie ab, beide bestand er »mit Auszeichnung«. Seit 1950 war Reinelt Lehrbeauftragter für Gehörbildung und Assistent von Hugo Steurer, zuletzt Oberassistent für Klavier.

1962 nahm Reinelt ein Gast-Studium der Musikwissenschaft bei Heinrich Bessler an der Karl-Marx-Universität auf. Seine Übertragungen mittelalterlicher Musik waren tadellos, in kürzester Zeit machte er das »Kleine Latinum« (mit der Note 1). Das Studium konnte nicht beendet werden, am 18. September 1964 starb Reinelt durch Freitod.

Reinelts theoretisches Wissen war ungewöhnlich, Gedächtnis und Gehör absolut verlässlich. Er zeigte schon früh starkes Interesse für Musikgeschichte (später, wie vermerkt, insbesondere des Mittelalters), es führte ihn zur Musikwissenschaft. Er war ein außerordentlich belesener Künstler, ein Kenner der modernen Literatur, Malerei und Philosophie. Nur wenige wußten von seiner mathematischen Begabung. Reinelt war, was man eine stille, geistige Natur nennt; gleichwohl schätzte er die Genüsse des Lebens. Er war ein introvertierter Mensch und besaß dennoch eine enorme

Vitalität und Arbeitskraft. Aber selbst seine Vorgesetzten und Kollegen haben sein Wesen, das gehütet hätte werden müssen, nicht gekannt, einige haben ihm das Leben schwer gemacht. Viele Musiker wichen ihm aus: aus Furcht vor seiner nicht nur musikalischen Überlegenheit. Er war der geborene »Nörgler«, so wie sich Karl Kraus in seinem Marsdrama *Die letzten Tage der Menschheit* beschreibt.

Reinelt spielte als Siebzehnjähriger sein erstes Orchesterkonzert mit der Dresdner Philharmonie. 1951 gab er seinen ersten öffentlichen Klavierabend, auf dem Programm standen Werke von César Franck, Claude Debussy, Maurice Ravel, Alexander Skrjabin und Béla Bartók. Für diese Musik, außerdem die der neuen Wiener Schule (mitgerechnet Hanns Eisler), hatte er von Anfang an eine große Vorliebe, was nicht ausschließt, daß er auch ältere Komponisten spielte: Scarlatti, Bach, Beethoven, Schubert, Schumann, Chopin und Brahms. Es war eine Sensation, als er im Herbst 1953 zusammen mit Amadeus Webersinke in einem Sinfoniekonzert der Staatskapelle Dresden und in einem Gewandhauskonzert Béla Bartóks *Sonate für 2 Klaviere und Schlagzeug* spielte. (Zu dieser Zeit sorgte ein solches Werk noch für eine Entzweiung des Publikums; nur die Jugend erzwang eine Wiederholung des Finalsatzes.) Reinelt war einer der ersten, wenn nicht überhaupt der erste, in der ehemaligen DDR, der schon damals Bartóks radikalste Klavierstücke (*Im Freien*), Opus 11 und 19 von Schönberg oder Klaviermusik von Dallapiccola auf seine Programme setzte. Er war auch der erste, der die wegen ihrer Länge, technischen Schwierigkeiten und utopischen Ästhetik berühmt-berüchtigte *Concord-Sonata* von Ives – 1960 – für den Rundfunk produzierte (noch scheiterten damals öffentliche Aufführungen dieses Werkes), und er war auch der erste, der die Klavierstücke von Karlheinz Stockhausen und die *Vingt Regards sur l'Enfant Jésus* von Olivier Messiaen spielte – das war in diesen Jahren des »real existierenden Sozialismus« nur in einem kleineren Freundeskreis möglich. Es wollte sich auch kein Dirigent bereit erklären (nicht einmal Herbert Kegel), mit ihm Schönbergs Klavierkonzert oder Bartóks erstes aufzuführen.

Daher kommt es auch, daß Reinelt sein bestes Können bei Rundfunkproduktionen moderner Werke einsetzte, und es muß anerkannt werden, daß es damals beim Rundfunk mutige und unkonventionelle Leute gegeben hat. (Beim ehemaligen DDR-Rundfunk liegen übrigens noch zahlreiche ungenutzte Produktionen von Reinelt – zum Beispiel die beiden Hefte *Saudades do Brazil* von Darius Milhaud – allesamt modellhafte Interpretationen.)

Reinelt besaß Berge von Notenheften und Partituren. Zahlreiche Einzeichnungen seiner Hand zeugen davon, daß er sie analytisch gründlich durchgearbeitet hat. Reinelt, der in Darmstadt einen Vortragszyklus von Theodor W. Adorno, Rudolf Kolisch und Eduard Steuermann gehört hatte, nahm das fortschrittliche Prinzip, daß jeder musikalischen Interpretation eine genaue Strukturanalyse vorhergehen müsse, wirklich ernst. So verstand er es, die motivischen Zusammenhänge eines Musikstückes bloßzulegen. Er wußte in jedem Augenblick seines Vortrages, an welcher Stelle des Notentextes er war, welche Funktion im Ganzen das eben Gespielte besitzt. So erhielt jeder Teil seines Werkes, jedes Thema, jedes Begleitmotiv, jeder Kontrapunkt, jeder Akkord seinen Sinn. Niemand dürfte sich erinnern, jemals etwas analytisch Unbewältigtes, mithin musikalisch Unsinniges oder Vages von ihm gehört zu haben. Reinelts Anschlag war äußerst subtil und

differenziert, selbst die Einzeltöne eines Akkords erklangen nuanciert. Sein Verhältnis zum Rhythmus, zum Tempo, zum Rubato und Ritardando schien von größter Natürlichkeit zu sein – gerade dem Spiel irregulärer Rhythmen waren stets arithmetische Überlegungen vorausgegangen. Keine einzige der Fingerbewegungen entglitt seiner Kontrolle durch den Verstand.

Ich war mit Manfred Reinelt eng befreundet, ich hielt bei seiner Beerdigung am 24. September 1964 die Trauerrede. Mag sie vielleicht etwas dithyrambisch geraten sein – ich würde sie heute nicht viel anders formulieren.

»Wenige haben ihn gut gekannt. Und diese wenigen haben ihn nicht genügend gekannt. Daher ist es ungeheuer schwer, über ihn heute, abschiednehmend, zu sprechen. Hörte er das, was hier gesagt wird, würde er gewiß seine Augenbrauen verziehen, würde er auch hin und wieder lächeln. Sein Lächeln stand ihm stets gut zu Gesicht. Seinen Freunden galt es als Ausdruck des inneren Einverständnisses, die anderen freilich haben sich vor diesem Lächeln gefürchtet. Strengste Kritik konnte und durfte er sich leisten wie kein anderer sogleich, da er ein Meister der Selbstkritik immer war. So war er sicher kein bequemer Lehrer, weil auch kein bequemer Schüler. Er hat nicht nur die Kunst, er hat das Leben keinen Augenblick kritiklos hingenommen. Vielleicht war sein letzter Augenblick seine größte Kritik am Leben und an sich selbst.

Fraglos sind wir geschlagen vor großer Trauer: Er ist doch zu früh gegangen! Allein er würde antworten, mit Karl Kraus, dem Lieblingsdichter:

'Nun ist's genug! Es hat mich nicht gefreut.
Und Neues wird es auch wohl nicht mehr geben.'

Mit dem Satz zu antworten 'Und Neues wird es auch wohl nicht mehr geben' hat gerade er ein Recht, der sich allezeit für das Neue, sofern es gut und groß war, einsetzte. Es ist unausdenkbar, mit wieviel Neuem er uns hätte reich beschenken können, hätte er die Möglichkeit dazu gehabt. Äußere Umstände und ein Heer von Neidern haben diese Möglichkeit nicht gestattet. Viel zu sporadisch haben wir ihn gehört, viel zu sporadisch hat er sein enormes Können zeigen dürfen. Ein Diktum von Schopenhauer läßt sich hier nicht unterdrücken, das so lautet: 'Sobald daher, in irgendeinem Fache, ein eminentes Talent sich spüren läßt, sind alle Mediokren des Faches einhellig bemüht, es zuzudecken, ihm die Gelegenheit zu benehmen und auf alle Weise zu verhindern, daß es bekannt werde, sich zeige und an den Tag komme; nicht anders, als wäre es Hochverrat, begangen an ihrer Unfähigkeit, Platttheit und Stümperhaftigkeit.«

An dieser Stelle soll diese Rede unterbrochen werden. Der damalige, natürlich langjährige Rektor der Leipziger Hochschule für Musik, heute noch Ehrenszenator dieser Institution, dürfte jenes für viele Praktiken der vormaligen DDR einschlägige Diktum von Schopenhauer nicht gekannt haben. Gehandelt aber hat er danach, als er Reinelt eine »äußerst passive Einstellung« vorwarf – gemeint war damit, ..., daß Reinelt angeblich seinen Pflichten als Hochschullehrer nur ungenügend nachkam, indem er zwar guten Unterricht gab, aber nicht daran interessiert war, seine Studenten zu gehorsamen Staatsbürgern zu erziehen. Der folgende Brief des

Rektors (Rudolf Fischer) an Reinelt – datiert 5. Juli 1963 – liest sich heute harmlos, damals rührte er an die berufliche Existenz:

»Wie Sie wissen, haben wir mit Ihnen des öfteren über die Verschiedenartigkeit Ihrer Interessen und von Ihrem künstlerischen und moralisch-erzieherischen Einsatz in unserem Hause gesprochen. In diesen Gesprächen erfuhren wir, daß Sie ein musikwissenschaftliches Studium durchführen und dieses Studium, so denken wir, zu einem baldigen Abschluß bringen werden, da Sie dort auf diesem von Ihnen selbst gesuchten Gebiet sehr aktiv waren. Wir sind aufgrund der vielen in den letzten Jahren erfolgten Gesprächen überzeugt, daß sich diese Arbeit mehr mit Ihren Interessen deckt als Ihre Tätigkeit hier im Hause. Deshalb möchten wir Sie bitten zu verstehen, daß wir aufgrund Ihrer äußerst passiven Einstellung zu unserer Hochschule annehmen müssen, daß Ihre Mitarbeit an der Hochschule nicht im Mittelpunkt Ihres Interesses steht. Wir sagen es Ihnen deshalb offen, daß die Leitung der Hochschule unter diesem Gesichtspunkt eine weitere Mitarbeit in der Hochschule für beide Teile nicht als nutzbringend ansehen kann. Betrachten Sie das bitte vorerst nicht als ein Kündigungsschreiben von unserer Seite, sondern als einen Vorschlag und als eine Möglichkeit, Ihre eigenen Entscheidungen treffen zu können.« (Ohne Gruß)

Dieser Brief des Rektors muß für Reinelt eine Katastrophe gewesen sein. Er trug ihn monatelang bis zu seinem Tod bei sich. Am 1. September 1963 schrieb er seine Kündigung – was blieb ihm anderes übrig –, die feige Hochschulleitung nahm sie natürlich an. Mit Ausnahme Wilhelm Weismanns ließ Reinelts Witwe die Mitglieder der Hochschulleitung und des Senats von einem Besuch der Beerdigungsfeier ausschließen.

»'Und Neues wird es auch wohl nicht mehr geben' – das dürfte er antworten, weil er, leider nur für sich und, wie gesagt, wenige Freunde, sein nur kurzes Leben wahrhaft genutzt hat. Wo ist schon derjenige Musiker, der sich mit so viel disparatesten Dingen beschäftigt hat wie er. Seine Kenntnisse auf allen Gebieten der Musik waren hervorragend, sein Gehör untrüglich. Es ist unglaublich, aber er kannte jede Note von Wagner, von Mahler von Debussy, Ravel und Messiaen, von Schönberg, Berg und Webern, um nur diese Namen zu nennen. Das Studium der Musikwissenschaft erschloß ihm weitere Reichtümer, ältere und älteste Musik. Er kannte sich gleicherweise in der Malerei wie in den Literaturen dieser Welt aus; er hat wohl alles gelesen, was Marcel Proust, Karl Kraus, James Joyce, Franz Kafka, Robert Musil, Hermann Broch, Robert Walser, Peter Altenberg geschrieben haben. Glatte Dinge unmöglich, das alles aufzuzählen. Er war mathematisch begabt, las schwierigste soziologische und philosophische Arbeiten von Plato bis Bloch und Adorno. Überflüssig zu erwähnen daß er neuester Wissenschaften sich bemächtigte: der Kommunikationstheorie, der Informationstheorie, der Kybernetik und Mengenlehre. Kurz, er war der belesenste Mensch, welcher sich überhaupt vorstellen ließe. Nur ganz wenige, und lebten sie dreimal so lang wie er, würden die Menge seines Wissens erreichen. Die Außenwelt jedoch, als ob sie gegen ihn sich verschworen hätte, denunzierte diesen Inwendigen, diesen Vielseitigen katexochen, ganz paradox als Einseitigen.«

An dieser Stelle sollte die Rede noch einmal unterbrochen werden, um aus einem

Brief des Lehrers Hugo Steurer, der aus dem Ungeist der Leipziger Hochschule schon Jahre vorher die Konsequenzen gezogen hat und in den »Westen« übergesiedelt ist, zu zitieren. Der Brief ist an Reinelts Mutter gerichtet, die Daten sind München, 29. Dezember 1964: »Die Nachricht von dem frühen Tod Ihres geliebten Sohnes Manfred hat mich sehr erschüttert. Ich kann nur schwer eine Erklärung finden für diesen freiwilligen Tod. Auch wenn ich mir immer wieder sage, daß Manfred labil war, wie es viele der hochbegabten Menschen seines Grades sind, so steht dem doch wieder die geradezu unheimliche Vitalität seiner Arbeitskraft gegenüber. Aber Menschen seiner geistigen Kapazität brauchen ein absolut freies Arbeitsklima, und ich kann mir gut vorstellen, daß er dieses Klima an seiner Wirkungsstätte nicht vorgefunden hat. Ich bin fast eineinhalb Jahrzehnt sein Lehrer gewesen, vielleicht in seinen entscheidensten Jahren. Er war mir immer einer meiner liebsten Schüler gewesen. Aus dieser Kenntnis und Sicht glaube ich Ihren Schmerz ermessen zu können. Ich beuge mich vor ihm.«

»Ich nannte ihn eben einen inwendigen Menschen. Grundfalsch aber anzunehmen, er sei dies immer und nur dies gewesen. Es gibt keine Regel, keine Lebensregel, die auf ihn paßte. Dieser erzgeistige und erzgescheite Mensch war durchaus auch hedonistisch, epikuräisch. Und wer mit ihm aß und von ihm aß, der fühlte, er ist auch so etwas wie ein Gastrosoph.

Er war auch kein Sonderling oder was immer diese Welt für Klischees erfinden möchte. Dieser Stille, Bescheidene, aber geistig Anspruchsvolle, dieser Nichtkämpfer und – nochmals sei's gesagt – Inwendige besaß noch ganz andere Seiten. Nicht nur Kenner der Geschichte des Humors und des Kabarets - wie sehr liebte er Karl Valentin oder Helmut Qualtinger! -, ihm selbst stand Humor zu Gebote; er selbst brachte es fertig, mit dem schönen Blödsinn und Unsinn, den er genau so wichtig nahm wie den Tiefsinn, auf Du und Du zu stehen. Wie er selbst, bereit zu sein zum Sterben, den Tod freiwillig zu wählen, das hat er von keinem Freund verlangt. Allein vielleicht dies: seinen Entschluß etwas zu verstehen. Bedenkend, wie stark gerade Musik, zumal die Gustav Mahlers, aufs Sterben einzuschulen vermöchte, müssen's wir verstehen. Das wird sicher noch etwas dauern. Aber wir haben Zeit; denn das Bild Manfred Reinelts wird mit uns hier ja weiterfahren, weiterreisen. Und es wird mit einigen wenigen so lange weiterreisen, so lange es musikalische und andere Fragen für sie gibt; Fragen, auf die er stets Antworten wußte. Sein Wort überhaupt galt diesen wenigen viel; es wog mit am schwersten. Wir Hinterbliebenen müssen uns daran gewöhnen, dem Bild die Fragen zu stellen; müssen uns daran gewöhnen, die Antworten ihm in den stummen Mund zu legen, dem dennoch lange Zeit beredten. Wir werden uns anstrengen müssen, doch werden wir seine Antworten finden, so oft wir fragen: was bloß hätte er dazu gesagt? Wie die Wand aufgeht, in die der Tote eintritt, wir wissen's nicht. Von welcher Art die Reise ins Innere, ins Dunkle und Unbekannte ist, wir wissen's nicht. Wie die Ankunft dort verläuft, wer ihn erwartet, wir wissen's nicht. Aber eine Stimme, eine ihm bekannte Stimme, mag ihm dies zugerufen haben:

'Im Dunkel gehend, wußtest du ums Licht.
Nun bist du da und siehst mir ins Gesicht.
Sahst hinter dich und suchtest meinen Garten.
Du bleibst am Ursprung. Ursprung ist das Ziel.

Du, unverloren an das Lebensspiel.
Nun mußt, mein Mensch, du länger nicht mehr warten.'«

© positionen, 6-7/1991, S. 10-13